

Louie kommt im achten Monat tot zur Welt. 18 Jahre später erinnert sich unsere Autorin an diesen Verlust

Wie trauert man um ein Kind, das nie gelebt hat?

Birgit Schmid

23.11.2022, 05.30 Uhr



Ich wurde älter mit dem Kind, das in meiner Phantasie älter wurde.

John Wessels / AFP

Vor achtzehn Jahren habe ich ein Kind zur Welt gebracht, das kurz vor der Geburt starb. In der 33. Schwangerschaftswoche hörte plötzlich sein Herz zu schlagen auf. Ich war 32, nichts hatte in den Wochen davor auf ein Risiko hingedeutet, jede Untersuchung bestätigte uns, dass wir ein gesundes Kind erwarteten, einen Sohn. Louie. Zwei Tage vor seinem Tod war sein Herzschlag laut zu hören bei der Frauenärztin. Wie ein Galopp tönte er im Raum.

Dann, am 3. Oktober 2004, einem Sonntag, bewegte sich das Kind in meinem Bauch nicht mehr. Ich ging über Mittag ins Kino, weil es mich dort in der Dunkelheit mit den lauten Geräuschen immer besonders stark boxte oder mir Fusstritte verpasste. Als der Abspann kam von «Diarios de Motocicleta», einem Spielfilm von Walter Salles, hatte sich in meinem Bauch noch immer nichts gerührt. Zu Hause versuchte ich es mit klassischer Musik. Ich legte mich aufs Bett, hielt still und drehte voll auf. Aber Louie liess sich nicht wecken.

Am Abend fuhren mein Mann und ich in den Notfall des Universitätsspitals Zürich, statt die Wiege bei Bekannten zu holen, wie wir es vorgehabt hatten. Am Montagmorgen, dem 4. Oktober 2004 um Viertel nach elf, wurde ich Mutter.

Nachdem man den Tod des Kindes festgestellt hatte, musste ich es auf natürlichem Weg gebären. Meinen Wunsch, das Kind sofort aus meinem Bauch herauszuschneiden, wollte man nicht erfüllen. Wir sollten die Nacht noch für uns haben, die letzten Stunden zusammen verbringen und Abschied nehmen von unserem Kind und von der Vorstellung von uns als Eltern mit diesem einen Kind Louie. Wir würden das später besser verstehen, sagte man uns.

Dafür bin ich dankbar. Die moderne Medizin kann zwar noch immer nicht verhindern, dass ein Fötus so spät in der Schwangerschaft stirbt. Wie vor achtzehn Jahren kommen heute von 1000 Kindern zwei bis drei nach der 22. Schwangerschaftswoche tot zur Welt, ohne dass man immer eine Ursache findet. So war es bei uns. Aber man weiss in den Geburtskliniken, wie psychologisch wichtig manche Massnahmen bei einer Totgeburt sind.

Der Adrenalinrausch

Trauern heisst, sich zu erinnern. Denke ich an die Geburt, die fünf Stunden dauerte, wie es im Austrittsbericht steht, so erinnere ich mich nicht als Erstes an den Wehenschmerz, der sich nicht vom Wehenschmerz der Frau im Gebärmutterraum nebenan unterschied, die danach ein lebendes Kind in den Armen hielt. Ich erinnere mich an die Kraft meines Körpers, und dass ich so etwas wie Glück spürte, während ich mein totes Kind aus mir herauspresste.

Wenn ich zurückdenke, sehe ich einen Raum in warmes Licht getaucht und nicht das weisse, sterile Spitalzimmer für Wöchnerinnen. Das Kind lag in ein weisses Tuch gewickelt in einem Säuglingsbett, das die Hebamme mit Efeu und Blumen geschmückt hatte. Louie sah aus, als ob er schlief. Mein Mann und ich hielten den kleinen leblosen Körper, betrachteten sein Gesicht, streichelten seine Hände und staunten über die kleinen, perfekten Fingernägel. Achtzehn Jahre später ist ein Leuchten in diesem Raum, in dem wir für einen kurzen Moment Vater, Mutter und Kind waren.

Noch bis vor wenigen Jahrzehnten wusste man nicht, wie wichtig solche Erfahrungen sind. Vor 100 Jahren war es nicht ungewöhnlich, wenn ein Kind kurz vor, während oder nach der Geburt starb. Dass eine Frau Leben schenkt, aber der Tod kommt, war eine alltägliche Erfahrung. Dabei wurde der tote Fötus gleich nach der Geburt entsorgt. Die Eltern sollten seinen Anblick nicht ertragen müssen. Man glaubte, das vertiefe ihren Schmerz. Schnell weg mit ihm.

Damit nahm man den Eltern ohne Kind die Möglichkeit, zu trauern. Trauern heisst in diesem Fall auch: das

Unabänderliche anzunehmen. Man muss dem Unglück nichts Gutes abgewinnen, aber man gibt ihm eine Bedeutung.

Die hilflosen Fragen

Obwohl so viele Frauen eine ähnliche Erfahrung machen, ist etwas von der abwehrenden Haltung im Umgang mit Fehl- und Totgeburten noch immer spürbar. Nicht Ärzte und Hebammen haben sie, sondern das hilflose, das unwissende Umfeld.

So verstanden manche Leute nicht, dass wir Louie einen Namen gaben. Den Namen hatte ich vorgeschlagen, sobald das Organ-Screening verraten hatte, dass ich eine Bubenmutter würde. Die Leute meinten: Ein Kind mit Namen könne man weniger gut loslassen. Gestehe man dem Wesen eine Individualität zu, traure man doch umso mehr.

Es ist gerade umgekehrt. Ein Kind mit Namen lässt man leichter gehen, weil es dadurch gleichzeitig bei einem bleibt. Wir sagen seinen Namen und wissen, wovon wir sprechen.

Andere versuchten zu trösten: Vielleicht denkt ihr ja bereits an ein weiteres Kind. Manchmal die Bemerkung, dass es weit schlimmer gewesen wäre, wenn uns das Kind im Alter von drei, vier Jahren genommen worden wäre.

Immer schwang bei solchen Trostversuchen mit, dass es eine Hierarchie der Trauer gebe. Wie kann man um einen Menschen trauern, der nie gelebt hat? Wie trauert man um ein Kind, mit dem man acht Monate schwanger war, das man

aber nie gekannt hat und von dem ausserhalb des Mutterbauches nichts seine Existenz bezeugt?

Ich habe keine Erinnerung an einen Louie, der lacht und weint, der die ersten Worte sagt und laufen lernt. Ich vermisse keine Wirklichkeit, wie ich sie vermisst habe, als mein Vater gestorben ist, der die Wirklichkeit ausgefüllt hat. Es gibt die Ultraschallbilder, in denen der Fötus die Lippen schürzt, einmal lutscht er am Daumen. Dazu die Gegenstände, mit denen wir das Kind erwarteten: das Lammfell, die Badewanne, die Söckchen, Fingerpuppen, das Mobile mit dem Mond und den Sternen, welches meine Schwester am Basteln war und das unfertig blieb.

In einer Runde von Schriftstellern soll der junge Ernest Hemingway einmal damit angegeben haben, er könne einen Roman mit nur sechs Wörtern schreiben. Auf einer Serviette notierte er sie: «For sale: baby shoes, never worn.» Zu verkaufen: Babyschuhe, ungetragen. Es ist der Roman von Eltern, die zögern, wenn sie gefragt werden, ob sie Eltern sind.

Ich trauere um eine mögliche Zukunft, die mit dem Kind gestorben ist. Mir bleiben die Erinnerungen an uns als werdende Eltern und als Liebespaar, das in Erwartung war in jenem bestimmten Moment in unserem Leben. Die Trauer gilt dem Kind in meiner Phantasie und dem ungelebten Leben von mir als Mutter mit einem Sohn, der dieses Jahr volljährig geworden wäre.

Der junge Mann

Die Phantasien sind nicht gestorben. Ich wurde älter mit dem Kind, das älter wurde. In den ersten Jahren nach der Totgeburt fielen mir in den Ferien die jungen Familien auf mit Kindern im Alter von Louie. Wie die Zeit verfliegt, sagen Eltern: Eben backte das Kind noch Kuchen im Sand, nun döst es mit Kopfhörern unter dem Sonnenschirm und ist nicht ansprechbar. Das Gefühl der Eltern deckt sich mit meinem als Beobachterin, die nicht mitreden kann.

Ich sehe den Sohn der französischen Familie am Strand von Yucatán, der nicht mehr Bub und noch kein Mann ist und mich an mein Kind erinnert. Er schüttelt seine nassen Haare aus und lässt sich von seiner Mutter den Rücken eincremen.

In den Erinnerungen kenne ich mich besser aus, auch wenn manche verblasen. Auf dem «Gemeinschaftsgrab für die ganz Kleinen» auf dem Stadtfriedhof im Norden von Zürich weiss ich nur noch ungefähr, wo sie die kleine Urne aus Ton, die mit «Louie Schmid» beschriftet war, in die Erde hinabsenkten. Bei jedem Besuch stecken neue Windräder in der Wiese, die der Friedhofsgärtner wegräumt, sobald Wind und Regen sie zerstört haben. Louie gehört zu den ersten Namen, die der Bildhauer in den Marmorstein gemeisselt und bereits einmal mit oranger Farbe nachgezogen hat.

Jedes Jahr kommen neue Namen hinzu von Kindern, die vor oder während der Geburt gestorben sind. Obwohl ich manchmal denke, wenn ich uns dort auf der Wiese stehen sehe: Nun kann man uns bald für die Grosseltern halten, so ist hier die Zeit stehengeblieben.

Trauernde spüren die Ungeduld der anderen, dass es auch einmal reiche mit dem Vermissten und dem Hängen an dem Verlorenen. Spätestens seit Sigmund Freud den Begriff der «Trauerarbeit» begründet hat, weiss man, wie erfolgreiches Trauern geht. Die Erwartung, dass man die Trauer überwindet, gilt umso mehr für ein Wesen, das kaum Spuren hinterlassen hat.

Doch wer sagt, dass Trauer aufhören muss? «Trauer ist das Glück, geliebt zu haben», schrieb die nigerianische Schriftstellerin Chimamanda Ngozi Adichie nach dem Tod ihres Vaters. Es tut genau so weh, wie es das Ereignis verdient. Trauer misst die Bedeutung, die das Verlorene für mich gehabt hat.

Und so stelle ich mir weiter vor, dass mein Sohn bald in die Rekrutenschule gehen könnte, und frage mich, ob der Krieg auch seine Bereitschaft vergrössern würde, wie man es von den jungen Männern liest. Vielleicht hätte er bereits ein Mädchen geküsst oder einen Jungen. Bald würde ich nachts nicht mehr auf das Geräusch des Schlüssels im Türschloss warten, und er würde nicht mehr sagen, wo er bis morgens um vier war. Es ist der Beginn der Phase, von der es heisst, dass Eltern wieder zum Paar werden.

Seit achtzehn Jahren ist dieses Kind in meinem Leben spurlos vorhanden. In Texten wie diesem hinterlässt es eine Spur.

Dieser Text basiert auf dem Buch «Schönheit der Trauer» von Birgit Schmid. Echtzeit-Verlag, Zürich 2022. 144 S., Fr. 25.–. Die Buchvernissage findet am 11. Dezember um 20 Uhr im Kaufleuten in Zürich statt. Die Philosophin Barbara Bleisch wird sich mit der Autorin unterhalten.